

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 84 (1990)
Heft: 12

Artikel: Ob der Mond wohl scheint? : Erfahrungen eines Militärverweigerers
Autor: Schweizer, Thomas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143581>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Wir haben möglicherweise alle verpasst,
dass der Weltuntergang längst schon stattgefunden.»
Das deprimierte niemanden.
Während die wenigen in ihren Zügen wegbrausten,
entstanden im Wartsaal,
spät zwar,
aber blödsinnig blühend,
ungedachte Gedanken
und nie gelachte Gelächter:

Nicht mehr hoffen,
aber warten.
Wie die Toten.
Und wer denn wissen wolle,
die hätten für nichts gelebt
und seien für gar nichts gestorben?
Einer habe gesagt,
er käme wieder;
wer denn wissen wolle, man treffe ihn nie an?
Fast unmerklich, scheint mir,
geht da eine, dort einer
aus dem Wartsaal,
zu keinem Schalter,
zu keinem Fahrplan,
zu keinem Kiosk.

Thomas Schweizer

Ob der Mond wohl scheint?

Erfahrungen eines Militärverweigerers

Schwere Fäuste poltern an die Türe. Schon lange habe ich die quietschenden Räder des Servicewagens gehört. Und doch erschrecke ich jetzt. Noch einmal lasse ich den Blick über die geschriebenen Zeilen gleiten: «Du kennst wohl die Eigenart einer Zelle. Sie wird rot, wenn einer sie aus Liebe umarmt, und sie zieht sich ängstlich zusammen, wenn es einer wagt, so laut in ihr zu singen, dass alle die Köpfe nach ihr drehen und ihr böse oder lächelnde Blicke zustreuen. Sie hat doch dabei nichts zu fürchten wegen der Stäbe. Dicke, faustdicke Stahlstäbe, +GF+ Guss, sind es, die jedes spontane Eindringen eines Lichtstrahles hindern. Ohne Brille sehe ich den kleinen Fensterteil kaum, und

noch weniger schaue ich das Lachen und die Zeit draussen. Nur weil ich feine Ohren habe, kann ich noch den angenehmen Lebenslärm der Strasse draussen kosten, und ich schwinge mit den leise Klagenden in Schwesterzellen...»

«Komm endlich!» schreit Metzger draussen aufgebracht. Ich stürze zur Türe. Schon das zernarbte Gesicht dieses Wärters flösst mir Respekt ein. Ein Andenken von damals, als die Häftlinge noch ein Messer hatten. «Wie kannst du hier arbeiten?» denke ich. «Totengräber würde besser zu Dir passen. – Aber das bist du ja hier auch. Was ist dieses Gefängnis anderes als ein Mausoleum, Grabraum an Grabraum gereiht. Nur, hier

sind die lebendigen Toten. Die Totgeschwiegenen. Die Totgetrennten. Getrennt vom Wesentlichen des Lebens: von Beziehungen, von der Liebe, von der Zeit, die läuft und die Menschen mitnimmt, immer vorwärts, die Schritt um Schritt auswickelt, was ein Leben erfüllen kann, die Entwicklung möglich macht.» – Metzgers aufgedunsenes Gesicht ist gerötet. «Träumer!» schreit er mir ins Gesicht. «Denk ja nicht, dass du hier irgendwelche Privilegien hast, du Edelhäftling, du...! Morgen schmeiss ich dir den Frass auf den Boden, wenn du nicht ein bisschen schneller reagieren kannst...»

Er schmettert den schweren Deckel der Luke zu. Ich bin wieder allein. Jetzt essen?

*

Es ist mir schlecht. Ich stelle den Blechnapf auf die Toilette. Das ist der einzige Platz, um etwas abzustellen, wenn man vom 20x20cm-Tisch absieht, wo noch mein Tagebuch aufgeschlagen liegt. Ich kann das klebrige Gulasch aus Tomatenpuree und Rindsmagen nicht mehr ansehen.

Schmerzdurchkreuztes Leben zieht sich durch meine Gedanken. Da, am kleinen Brett an der Wand, lacht mich leblos von einem gewellten Papierbild Nadja an. Sie, die mich erwartet... Irgendwo im Zeitstrom des Lebens mitgeschwemmt, Seiltänzerin über dem Strom des Überraschenden. Wartet sie noch? Kann jemand warten, der geschoben wird, den die Zeit mitnimmt, der die Entwicklung mitgeht, ohne es selbst zu merken?

Die Farben verbleichen vor meinen Augen, das Bild beginnt sich zu drehen, immer schneller. Zuerst sehe ich noch konzentrische Kreise wie bei einer im Kreis herum jagenden Töpferscheibe, dann ist es, als würde ich hindurchsehen durch ein weisses Loch, und es zieht mich, es zieht. Ich werde hineingesogen in das Nichts, in die Leere...

ich eile
ich eile durch eine lange Nacht
ich eile

verzehre mich
hinter den Blumen,
Wind,
denn das Feuer
ist erloschen

in meinen Augen
und das Lächeln
um meinen Mund
schweigt.

schwer
haste ich
durch die Weite
leer
leer

ich bin
Frage –

Mich fröstelt auf den kalten Steinfliesen. Es ist nicht das erste Mal in diesem heissen Sommer, dass ich das Bewusstsein für eine Zeitlang verloren habe. Die Luft ist stickig, und die Wände sind zu eng, um bei Verstand zu bleiben.

Was könnte einem hier auch bewusst sein, wo doch alles an uns vorbei läuft: die Wärter, die Arbeit, die Schuld, die einmal einer uns zusprechen wird, oder auch nicht, und die Zeit, die uns nicht einmal grüssen oder ein wenig Sonntagssentimentalität in unsere Herzen streuen würde. Bei uns gibt's nichts zu wissen. An die einfachen Handgriffe der Kartongearbeit werden wir angewöhnt. Osterkartons für die Migros. Zwei Rappen zahlen sie für das Stück. Da gibt's nichts zu wissen. Kein Gewissen, auf keiner Seite. Das Bewusstsein reicht nicht einmal zum Hass gegen die, die unsere Arbeitskraft ausbeuten.

Ist es daher nicht konsequenter, der Bewusstlosigkeit Raum zu geben?

*

Schritte im Gang. «He, Emil, bist du noch auf?» «Der glatzköpfige Willem», denke ich. Er arbeitet auf der Frauenabteilung. Ich mag ihn.

Er passt nicht zu den andern Wärtern. Als er mir beim Eintritt die Gitarre abnehmen musste, sah ich ein verräterisches Glänzen in seinen Augen. Er fühlt mit. Er rollt die ausgeschlossene Zeit in unsere Zellen. Er schenkt uns Beziehung und manchmal sogar einen Hauch von Zärtlichkeit. «Keine Angst, Herr Meier, das stehen wir schon durch!» sagte er bei der Eintrittsmusterung, und er berührte für einen Moment meine Schulter. Manchmal bringt er mir eine Zeitung. –

Ich versuche mich aufzurichten im Dunkeln. Das Licht ist zentral geschaltet. Es

löscht um halb zehn. «Ja», flüstere ich zurück. «Was ist?» Der Schlüssel dreht sich im Schloss. Wütend stürzt sich das blendende Neonlicht des Korridors auf meine Augen. Für einen Moment bin ich blockiert. «Nur kurz! Bevor ich nach Hause gehe!» «Die Sprache, die hier gesprochen wird, ist eine Todessprache», denke ich. «Keine Verben, keine Bewegung!» Doch dann sehe ich plötzlich klar, sehe, dass Willems Augen lächeln. «Ich machte heute die Briefzensur mit dem Chef zusammen. Zwei haben's nicht geschafft. Aber ich dachte: Weil Sie es sind... Der Chef meint, ich habe sie zurückgeschickt. Lassen Sie sie ja nicht herumliegen. Gute Nacht.» – Sommer und Winter rieseln mir gleichzeitig den Rücken hinunter. Sie haben Einlass gefunden, sind bis zu mir vorgedrungen durch eine Lücke in der Mauer der Isolationshaft. Ich atme Leben.

Zwei Herzen in meiner Hand, Briefe, pulsierendes Leben... – Halt! Nur der eine strahlt Wärme aus. Der andere Brief ist hart und eckig. Ein knistrig-milchiges Fenster gibt den Blick frei auf meinen matrixgedruckten Adresskopf. Links unten als Absender nur die drei grossen fetten Buchstaben: EMD.

Ich richte mich auf. Nein, ich habe keine Angst. Keine Angst vor dem Tod. Auch wenn ich schon mürbe geworden bin, hier in der Zelle. Auch wenn mein Leib lechzt nach Bäumen, Blättern, Küssen, Brot und Wein. Ich stehe zu mir. Ich wage es, der menschlichen Vergänglichkeit ins Auge zu schauen.

*

Es war vor drei Jahren. In Kaiseraugst oder Gösgen. Ich weiss es nicht mehr. Ich stand vorne. In der ersten Reihe. Ich kenne die Gefühle, die sich schon fast zu einer Träne verdichten, weil andere nicht verstehen, dass wir gegen die Todesangst kämpfen. Kampf für ein freies Leben, das ist in mir, für ein Leben, frei vom Knüppel der Angst, frei davon, sich festzuklammern an künstlichen Lebenssteigerungen. Wir standen da denen gegenüber, die es sich zum Beruf gemacht haben, die Vergänglichkeitsangst und das sich daraus ergebende Sicherheitsdenken der vielen zu verteidigen. Sie sahen nicht anders aus, als ich mir schon oft die Gestalt des Todes vorgestellt hatte: uniformiert und gepanzert, mit Knüppeln und Tränengas bewaffnet, regungslos.

Wir hatten keine Angst, denn wir glaubten an das Leben. So gingen wir vorwärts. –

Vor Gericht kam ich mit einem Verweis davon. Fortschritt sei nötig, versuchten die Herren, die in der schwarzen Schale der Vergänglichkeitsangst zum Prozess kamen, mich zu belehren. Sie hörten nicht mehr, als ich ihnen zu erklären versuchte, warum mir Hin-Schritte zum Leben wichtiger als Fort-Schritte sind:

Zu lange
haben wir die Hände
missbraucht
zum Fortschritt,
zu lange
sie mit phosphorreicher Seife
weich gewaschen
immer die Schuld
weggespült
solange sie noch warm
und mit unserm Sicherheitsanspruch
zu rechtfertigen war.

Zu lange
haben wir mit unsern Händen
am Globus gedreht
und kleine Kreuze
darauf gezeichnet,
die Wegweiser des Todes
wurden.
Zu lange
haben wir Kerben
in den hölzernen Christus an der Wand
geritzt
und ihn verachtet,
weil er unserm Treiben
nur stumm und traurig
zusah.

Jetzt ist es Zeit
und wir müssen den Weg
nach vorne beginnen
dem Leben entgegen, das hinter dem Kreuz
die Stille erfüllt.

Jetzt ist es Zeit
IHN zu leben,
den wir nicht nennen können,
weil wir ihn
zu lange
verschwiegen haben.

Arbeiten
heisst er
schwer, keuchend

und schweissbedeckt
arbeiten
für ein Leben
ohne Angst.

*

Zwei Jahre später raunten sie einander zu vor Gericht: «Verschärfung des Strafmasses. War schon einmal straffällig in ähnlicher Sache.» Ich hatte mich geweigert, das militärische Sicherungssystem zu unterstützen, hatte es mir verboten, mich zum potentiellen Todesschützen ausbilden zu lassen. Ich weigerte mich, ein Gleichgewicht der Angst zu stützen. Ich wollte mich zum Leben stellen, wollte Leben fördern, in Liebe dienen, irgendwo, wo es nötig war, wollte Vertrauen verschenken, Friede im Vertrauen fördern, in einem Zivildienst. –

*

Eine kleine Kerze hat mir Willem, der Mensch, in der letzten Woche in die Zelle gebracht. «Für dich ist sie erlaubt», meinte er. Ich zünde sie an, um lesen zu können. Ohne Illusionen reisse ich den Umschlag auf. Ein amtliches Papier, maschinengeschrieben, Beilagen gehen an den Angeklagten, den Kadi, den Auditor.

«Ab sofort ist LS Sold Meier Emil aus der Armee ausgeschlossen.

Das Militärgericht»

«Ausgeschlossen», denke ich, «wer schliesst sich hier aus vom angstfreien Le-

ben?» Und ich lasse den Brief in den Papierkorb gleiten.

Auf dem andern Brief erkenne ich die weiche Schrift Nadjas. Ich zittere. Hastig öffne ich ihn. Sie trifft.

«Emil», schreibt sie,
«spring
in den Abgrund
des Dich-Seins
so wie du Dich
in der Welt
und
in Gottes Hand
findest
um jeden Preis.

Wirf
Deinen Schleierverstand
hinter Dich,
um Gott zu gewinnen.

ER
stillt
durch Dich
das Zittern der Welt.

In Liebe
Deine Nadja»

Der sägende Atem eines Schnarchers dringt durchs Zellenfenster. Im Gefängnis-hof vervielfachen sich die Geräusche. Eine eigene raum- und zeitlose Welt. Abgestelltes Dasein. Doch es gibt Menschen, die sind Brücken, spannen ihre Liebe hinein in die Leere und öffnen Zukunft. Ob der Mond wohl scheint?

Der Militarismus ist eine Form von Kapitalismus. Tolstoi hat, Marx darin ergänzend, mit Recht immer darauf hingewiesen, dass der Militarismus eine Stütze der bestehenden Ordnung sei. Darum muss die Stütze umgerissen werden, wenn das Gebäude stürzen soll.

(Leonhard Ragaz, Der Sinn der Friedensbewegung, in: Kommende Gemeinde, 1929, Heft 3/4, S.34)